

Liturgie, Sakrament der Ekstase

Die Messe als Da-Sein und Ganz-weg-Sein

Ich war Seelsorger in Klein St. Paul, einer kleinen Industriegemeinde in Kärnten, als völlig unerwartet der Direktor des „Berliner Ensembles“, vormals Direktor des Wiener Burgtheaters, Claus Peymann, sich nach den „Beginnzeiten meiner Vorstellung“ erkundigte, verbunden mit dem Ansinnen, am kommenden Sonntag den Pfarrgottesdienst besuchen zu wollen. Bestens auf meine Predigt vorbereitet, ich musste schließlich einem Theaterdirektor eine würdige „Vorstellung“ bieten, war ich nicht sehr überrascht, am Ende der Messe sein fachmännisches Lob zu vernehmen. *„Was ich heute hier erlebt habe, kriege ich als Theaterdirektor auf keine Bühne!“*

Wirklich überrascht war ich allerdings, als ich erst nach einem mehrstündigen, ausgiebigen Mittagessen erklärt bekam, worauf sich dieses Lob des großen Theatermachers bezog. Was Claus Peymann, den Meister der Dramaturgie, so beeindruckt hatte, war nicht die gründlich vorbereitete Predigt und auch nicht der an diesem Tag ganz bewusst eingesetzte liturgische Gesang des Zelebranten oder sonstige bemerkenswerte liturgische Details. Nein, seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Moment der Wandlung – jener kurze Augenblick, in dem der Priester die Hostie, den Leib Christi, zum Himmel emporhebt.

Dieser winzige Augenblick völliger Stille in einer kleinen Dorfkirche am Rande der Welt hatte es vermocht, selbst einen so routinierten, weltmännisch verwöhnten Theater-Profi wie Claus Peymann für einen Moment außer Gefecht zu setzen und buchstäblich sprachlos zu machen. Und mir wurde erschreckend bewusst, wie wenig wir Christenmenschen im Grunde von den Abgründen der Messe wirklich begriffen haben. Da absolviert jeder halbwegs pflichtbewusste Christ seine von ihm erwartete Sonntagspflicht, ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, dass die Messe ein „Mysterium tremendum“ ist, das an die Pforten der Ewigkeit heranführt.

Dieses Ereignis liegt nun schon einige Jahre zurück. Inzwischen habe ich mein Priesteramt gegen das eines Psychotherapeuten eingetauscht. Im Nachhinein betrachtet, ein durchaus logischer Schritt. Der Pfarrer meiner Kindheit war Seelsorger und Therapeut in einer Person. War einer, der am Sonntag die Menschen um den Altar versammelt, der mit ihnen betet und singt und bei Hausbesuchen allein durch sein Auftauchen die Atmosphäre im Raum verzaubert. Und so einer wie er wollte ich werden. Diese Faszination war Anlass genug, Theologie zu studieren und katholischer Priester zu werden. Vollendet hatte sich schließlich mein Kindertraum, Seelsorger im Sinne Jesu zu sein, erst als ich nach einer entsprechenden Ausbildung meine Berechtigung, als Psychotherapeut zu arbeiten, in Händen hielt. Trotz dieses beruflichen Wechsels ist die Messe – die Quelle, aus der ich bis dahin als Priester schöpfen durfte – weiterhin eine Herzensangelegenheit für mich geblieben.

Da-Sein, Ganz-weg-Sein. Das sind zwei ganz starke Erfahrungen, die ich von allem Anfang an mit der Messe verbunden habe. Außer-sich-Sein. Die Liturgie als Sakrament der Ekstase, als Psychopharmakon. Ja, auch das! Hatte doch Jesus selbst gesagt,

„kommt alle zu mir, die ihr euch mit schweren Lasten herumzuschlagen habt. Ich werde euch Kraft geben“ (Mt 11,28).

Himmel und Erde zusammenführen, das verhängnisvolle Splitting zwischen hüben und drüben, oben und unten, heilig und sündig, letztlich zwischen Gott und Mensch überbrücken, das Göttliche in uns erfahrbar machen, das ist die heilende Wirkung der Liturgie.

Und dann am Ende der Messe dieses „Ite missa est“! Dieser herrliche Auftrag: Geh jetzt hin und mach etwas daraus. Geh, mach dich auf deinen Weg und begegne dem Göttlichen in dir. Diese Einladung, das „Ite missa est“, steht zwar erst am Ende der Messe, zugleich stellt es mich auf den Weg im Sinne der Schrift, wenn Jahwe zu Abraham spricht: „Geh einher vor meinem Antlitz! Sei ganz!“ (Gen 17,1).

Wachsen dürfen, dazugehören

Immer fängt alles mit dem ersten Schritt an. Gerade der Einzug, der Beginn der Messe bedeutete mir als Priester viel. Wie immer du dich auch in der Welt verhaspelt haben magst, du nimmst jetzt die Chance wahr, dort einzukehren, wonach sich das Herz eines jeden Menschen sehnt. Nach Hause kommen, ankommen. *„Zum Altare Gottes will ich treten“*, hatten wir im sogenannten „Stufengebet“ der Messe gebetet *„... zu Gott, der mich durch und durch entzückt“*.

„Mein Vater war ein heimatloser Aramäer“, ein Umherirrender, wie es in anderen Übersetzungen heißt (Dtn 26,15), so beschreibt die biblische Tradition die Geschichte des alttestamentlichen Menschen. Das Volk Israel begreift sich idealtypisch als wanderndes Gottesvolk auf dem Marsch durch die Wüste, auf der Suche nach Rastplätzen, nach Manna und Wasserstellen. Auf ihrem Weg als Nomaden träumen sie davon und beten wohl auch darum, dass es ihnen vergönnt sein möge, einen Platz zu finden, an dem sie sesshaft werden könnten. Das Land, wo Milch und Honig fließen. Eine ältere Beschreibung menschlicher Sehnsucht nach dem Glück kenne ich nicht und sie bewegt mich deshalb, weil in dieser Leseart das Glück Ankommen, Stimmigkeit, Dazugehören, wenigstens für einen Augenblick *„Zur-Ruhe-Kommen“* bedeutet.

Und ein Zweites, das mich als Priester beim feierlichen Einzug zu Beginn der Messe bewegt hat: die Erfahrung des *„Überschreitens der Schwelle“*. Du trittst jetzt ganz bewusst aus deiner Ich-Einsamkeit heraus in die Geborgenheit der Gemeinschaft. Während der Messe erlebst du über das Singen und Beten Verbundenheit. Aber je intensiver diese Verbundenheit erlebt wird, desto schmerzlicher ist es, wieder in die Ich-Einsamkeit zurückzukehren.

Zwei fundamentale Erfahrungen kommen mir in den Sinn, die jeder Mensch schon vorgeburtlich gemacht hat. Die moderne Hirnforschung erkennt darin die Grundkoordinaten der menschlichen Sehnsucht. Die erste wesentliche Erfahrung jedes Menschen besteht darin, als Kind im Mutterleib mit der Mutter aufs Engste verbunden zu sein. Nie wieder im Leben später wird er so eng mit jemandem verbunden sein. Aus dieser Erfahrung, die im Hirn schon vorgeburtlich verankert wird, entsteht die Erwartungshaltung, wenn man als kleines Baby auf die Welt kommt, dass es da draußen in der Welt so weitergehen würde. Jedes Kind hofft, dass da jemand ist, der ihm

Geborgenheit, Schutz und das Gefühl geben kann, dazugehören und nicht allein gelassen zu werden.

Und dann gibt es eine zweite pränatale Erfahrung, ebenfalls im Gehirn bereits vorgeburtlich verankert. Der Embryo ist gewachsen, er hat sich im Laufe der neun Monate im Mutterleib verändert. Und daraus entsteht nach der Geburt die Erwartungshaltung, dass es da draußen so weitergeht, dass das Kind Gelegenheiten findet, wachsen zu dürfen, seine Potentiale entfalten zu können, Aufgaben zu finden, an denen und durch die es wachsen und zeigen kann, dass es etwas kann.

Wenn nun eines dieser beiden Bedürfnisse nicht gestillt werden kann, dann leiden Menschen Not. Dann ist das eine Situation, als würde man Schmerzen erleiden.

Der Ausschluss aus einer Gemeinschaft tut weh, genauso, wie wenn man verprügelt wird. Und wenn man Menschen, die zeigen wollen, was sie können, daran hindert, dann tut das genauso weh.

Die einzige Lösung ist die, dass man Gemeinschaften findet, in denen man wachsen darf und in denen man sich geborgen fühlt. Den wenigsten Menschen gelingt beides. Alle anderen leiden. Haben Schmerzen, Stress im Hirn und brauchen dann

„Beruhigungspillen“. Sie brauchen Bewältigungsstrategien, mit denen sie es einigermaßen schaffen, dieses aufgeregte System, das da ständig ruft: *"Ich möchte dazugehören!"* – und: *"Ich möchte zeigen, was ich kann!"* zu beruhigen;

und wenn man das nicht bekommt, was man braucht, nimmt man sich dann halt das, was man kriegen kann. Drogen, Alkohol, Karriere, Macht. Ersatzbefriedigungen, die Menschen suchen, wenn sie nicht das bekommen, was sie eigentlich brauchen.

Aber: Das Befriedigen eines Bedürfnisses ist etwas anderes als das Stillen einer Sehnsucht! Beim Befriedigen eines Bedürfnisses machen wir immer wieder die Erfahrung, dass es nicht reicht! Man braucht immer mehr von dem, was man da sucht, weil man das, was man braucht, nicht finden kann! Wenn der Körper nimmt, was er kriegen kann, ist das noch keine Garantie, dass die Seele hat, was sie braucht.

Wenn man eine Erfahrung macht, kann man immer berichten, was einem passiert ist, und man kann auch immer gleichzeitig sagen, wie es einem dabei ergangen ist. Die Gehirnforschung spricht dabei von einem „gekoppelten Netzwerk“, ein Miteinander von kognitiven und emotionalen Erfahrungen. Und wenn man in bestimmten Lebensbereichen immer wieder ähnliche Erfahrungen macht, dann erwächst aus dieser Summe von ähnlichen Erfahrungen so etwas wie ein Integral, und das nennen wir „Haltung“. Diese kann günstig für die weitere Lebensgestaltung sein oder aber ungünstig. Den einen öffnet sie für die Welt, weil er zeigen kann, was er kann. So darf er dazugehören, und die daraus erwachsenden Grundhaltungen heißen Dankbarkeit, Offenheit, Neugier, Entdeckerfreude, Gestaltungslust, Beziehungsfähigkeit. Das sind die Haltungen von Menschen, die das Glück hatten, solche positive Erfahrungen bei der Stillung der beiden Grundsehnsüchte des Menschen machen zu können.

Wenn es einem Menschen aber nicht gelingen sollte, diese seine beiden Grundsehnsüchte zu stillen, dann verdichten sich in seinem Gehirn (Frontalhirn) diese inneren Einstellungen und Grundhaltungen wie Gier, Neid, Habsucht, allesamt engmachende Einstellungen, Haltungen, mit denen Menschen unterwegs sind, um sich immer mehr von dem zu verschaffen, was sie kriegen können, weil sie das, was sie brauchen, nicht bekommen können.

Das Unvermögen des befriedigungssüchtigen Menschen liegt in seiner Unfähigkeit zur Hingabe. Es mag eine schnelle Leidenschaft, einen rasanten Flirt oder eine kurze Liebschaft geben. Liebe und Hingabe aber brauchen Zeit, die wir glauben nicht mehr zu haben.

Ob man sich beim Wandern einer Landschaft, beim Musizieren dem Klang oder bei der Liebe einem Menschen hingibt – es kann nur gelingen, wenn man es ganz tut. Darum ist auch jeder Gottesdienst vor allem daran zu messen, ob es darin – und sei es nur für den Funken eines Augenblicks – etwas gibt, das den Menschen unter die Haut geht, etwas, das sie vom Begreifen zur Ergriffenheit führt!

Ermutigen, begeistern, inspirieren

Unter dem Brausen der Orgel bin ich mit den Ministranten wieder aus der Kirche ausgezogen. *Ite missa est!* So habe ich damals als Priester am Ende der Messe die Gemeinde wieder entlassen. *„Was von Anfang an war, was wir gehört und mit unseren Augen gesehen haben, was wir geschaut und was unsere Hände berührt haben vom Wort des Lebens, das verkündigen wir euch jetzt“* (1 Joh 1,1). Was bleibt also von all dem Schönen, das die Messe geschenkt hat? Die Antwort ist einfach: Es bleibt das Schöne, das wir mit unseren Händen berühren, im Inneren spüren und in den Augen der Mitmenschen aufblitzen sehen.

Im geistlichen Testament von Johannes XXIII. findet sich der bemerkenswerte Satz: *„Mehr denn je, bestimmt mehr als in den letzten Jahrhunderten, sind wir heute darauf ausgerichtet, dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen.“*

Diese im besten Sinn des Wortes „katholische“ Perspektive hatte mich in den Jahren meiner Verantwortung als Seelsorger beflügelt. Der Mensch als solcher steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, seine Rechte und vor allem seine Not sind für Helfende das oberste Gebot.

In geglückten Begegnungen vermag niemand zu sagen, wer der Schenkende und wer der Beschenkte ist. Wer in diesem Sinn einen Menschen ermutigen will, neue, andere Erfahrungen zu machen, der muss zumindest irgendetwas an diesem Menschen „mögen“. Nur wer andere Menschen mag, wird sie auch ermutigen können. Also müsste er/sie in anderen Menschen etwas finden, das er/sie mögen könnte. Und es kommt noch besser: Da meistens gerade diejenigen, die diese Ermutigung am dringendsten brauchen würden, eben die sind, die wir am wenigsten mögen, müssten wir vor allem diejenigen mögen, die wir überhaupt nicht leiden können. Damit fängt jede Therapie und jeder Lernprozess bei einem selbst an, bei dieser Fähigkeit, dass man sich in andere Menschen hineinversetzt und dort etwas findet, was man mögen kann.

In der Wirtschaft nennt man so einen Menschen einen „supportiv leader“ und versteht darunter einen, der anderen Menschen hilft, wieder in die Kraft zu kommen und ihre Potentiale zu entfalten. Was man dazu können muss, ist nicht die Verliebtheit ins Fachgebiet, sondern die Verliebtheit darin, Begeisterung an andere weiterzugeben. Das funktioniert, weil alle Menschen diese tiefe Sehnsucht in sich tragen.

Dazu brauchen wir keine neue Haltung zu entwickeln, sondern wir brauchen den Menschen „nur“ Gelegenheit geben, die alte Haltung, die sie als sechs Monate altes Baby schon hatten, wiederzufinden. Diese ist ihnen abhandengekommen und darin besteht ja das Dilemma.

Und darin besteht eine zentrale „frohe Botschaft“ der Gehirnforschung: Wir kommen nicht als Mangelwesen auf die Welt, sondern wir werden „in Fülle“ geboren. Alles, was uns im Leben möglich sein wird, ist bereits zur Stunde unserer Geburt in uns als Potential angelegt.

Deshalb geht es uns in Therapie und Seelsorge nicht darum, Menschen zu helfen, neu zu werden, sondern wir müssten ihnen helfen wiederzufinden, was sie verloren haben oder, wie es im Englischen heißt, „to re-connect the dis-connectet“ – wieder Zugang zu finden zu diesen Kräften, die am Anfang unseres Lebens schon da waren. Im Lateinischen übrigens heißt dieser Rückbindungsprozess „re-ligio“, also wäre es demnach die vornehmste Aufgabe der Religion, die Menschen dorthin zu begleiten, wo ihnen ihr innerster göttlicher Kern als Wachstumspotential bewusst wird.

Fred Kirchmayr hat in diesem Sinn formuliert: *„Reif ist der Mensch erst dann, wenn er den Ernst wiederfinden konnte, den er als Kind beim Spielen hatte!“*

Therapien dauern deshalb oft endlos lange, weil der entscheidende Punkt nicht gefunden wird. Kann er gefunden werden, kann oft schon eine kurze Therapie wahre Wunder wirken. Dieses Wunder hängt dann unmittelbar damit zusammen, dass ein Mensch wieder in Kontakt kommt mit seinen Sehnsüchten und dass er wieder anfangen kann, daran zu glauben, dass diese Sehnsucht leb-bar ist. Und an diesen Stellen weiß auch ein Seelsorger und Therapeut sehr schnell, dass nicht er es ist, der einen anderen Menschen berührt und heilt, sondern der andere heilt sich selbst aus seiner göttlichen Mitte heraus durch das Wiederfinden von dem, was er verloren hatte.

Hebamme der Wahrheit sein

Ein in diesem Sinne „supportiv leader der besonderen Art“ ist Sokrates, der Weise auf dem Marktplatz in Athen. Er ist für das abendländische Denken der grundlegendste griechische Philosoph, der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme. Seine Pädagogik hat bis heute nichts an Aktualität verloren. Tag für Tag soll er sich einfach, fast ärmlich gekleidet auf den Straßen und Plätzen Athens aufgehalten haben, umgeben von einer bunten Schar von Schülern. Er lehrt unentgeltlich und entwickelt eine Gesprächsmethode, die er „Mäeutik“ = Hebammenkunst nennt.

Die Grundlage dieser Kunst besteht in der Überzeugung, dass die Wahrheit dem Menschen nicht hineingesagt, sondern „hebammengleich“ aus ihm heraus freigearbeitet werden müsse. Dabei setzt er wie der Wanderprediger aus Nazareth auf die Heilkraft menschlicher Begegnung. Es geht in erster Linie nicht um Belehrung, sondern um Ermutigung in ausschließlicher Zuwendung dem Einzelnen gegenüber, es geht darum, aus einem Menschen herauszuarbeiten, was er braucht, um in dieser Welt seinen Platz zu finden. Dadurch werden dem hilfesuchenden, wissbegierigen, bedürftigen Menschen nicht zuallererst Fragen beantwortet, sondern Lasten von den Schultern genommen und ein neuer Blick geöffnet. Durch diese Erfahrung werden bisher überlagerte persönliche Kräfte im Menschen lebendig und können nach und nach beginnen, sich frei zu entfalten.

Damit wir aber jemanden in dieser Weise einladen und ermutigen können, brauchen wir zweierlei: erstens *Mut*, und Mut können wir nur haben, wenn wir daran glauben, dass das geht. Und wenn wir Mut haben und Mut machen wollen, dürfen wir selber *keine Angst* haben.

Geh und mach etwas daraus

Liturgie kann/will/soll/muss ihre TeilnehmerInnen als unverwechselbar Einzelne hier und jetzt ansprechen, berühren, ermutigen, verwandeln und sie so ein Stück weit gewandelt für einen Augenblick wenigstens fesseln und dabei „ganz weg“ sein lassen können. Jörg Splett verdanke ich in diesem Sinn ein mir überaus kostbares Wort: „*Nie ist der Mensch so da, wie dann, wenn er ganz weg ist!*“ Solche Augenblicke des Ganz-weg-Seins tragen dann eine eigenartige Paradoxie in sich: Von innen her so berührt zu werden, dass ich mich geborgen weiß und ganz „außer mir“ kaum Worte dafür finde, führt dazu, dass ich gerade in solchen Momenten am wenigsten in der Versuchung stehe, mich mit Gott zu verwechseln; gerade dann und dadurch kann ich mich öffnen für das, was wir „das Heilige“, das „mysterium tremendum et fascinans“ nennen ...

Deshalb lautet die mystische Formel des Christentums dann ja auch nicht in esoterischer Weltverschmelzung „Ich bin Du“, sondern „Ich bin Dein“ – wenigstens einen Augenblick lang.

Vielen Künstlern verdanke ich in diesem Sinn eine Qualität von „Sinn“-lichkeit, die mich hungrig, durstig, neugierig gemacht und eingeladen hat, die sogenannte Realität auch in einem anderen Licht „wahr“-nehmen und erleben zu können.

In allen Jahren meiner seelsorglichen und therapeutischen Tätigkeit hat es mich deshalb zu Musikern, Dichtern und bildenden Künstlern hingezogen. Ihre „Sprache“ hat mir immer wieder Möglichkeiten angeboten, die Sprachgrenze zu überschreiten und, Kindern gleich, die man noch nicht eingeschüchtert hat, die alte Ordnung in Frage zu stellen und sie außer Kraft zu setzen, nicht im Namen der Anarchie, sondern im Namen einer höheren Ordnung, die sich nicht mit Regeln begnügt, sondern sich auf die Suche begibt nach dem, wovon und wofür ich leben kann. Es ist eine immerwährende Suche nach der Quelle des Lebens.

„Fons et culmen“ – „Quelle und Höhepunkt des Lebens“ benennen die Konzilsdekrete den Gottesdienst. Es reizt mich gelegentlich, in solche feierlichen Worte hineinzuleuchten, wie man einen dunklen Kellerraum mit einer Taschenlampe ausleuchtet, woran man ist. Wird nicht oftmals unter „Gottesdienst“ nur ein Präsenzdienst verstanden, den wir Sonntag für Sonntag in der Kirche Gott gegenüber abzuleisten haben? Eigentlich ist es doch umgekehrt. Gott erweist *mir* einen Dienst, wenn *ich* Messe als einen Ort der Ermutigung und des Anstoßes erlebe.

Ite missa est! Jetzt bist du dran! Liturgie ist für mich nichts Abstraktes. Sie greift in mein Leben ein. Auch wenn dies zu Aufbrüchen führt, die zunächst als beängstigend erfahren werden.

So entdeckte ich an mir eines Tages die Unerschrockenheit als eine neue Dimension meines Lebens. Ich hatte plötzlich Mut, meinen weiteren Lebensweg sich in seiner ganz eigenen biographischen Logik und Moral entfalten zu lassen, auch wenn dies meiner Mitwelt als „Abkommen vom rechten Weg“ erscheinen musste.

Ich war ganze achtunddreißig, als mich Peter Turrinis Theaterstück „Tod und Teufel“ – aufgeführt im Wiener Burgtheater – wie ein Blitz traf. Pfarrer Christian Bley, die Hauptfigur, der mit 40 Jahren sein Priesteramt an den Nagel hängt und auf die Suche nach der Sünde geht, vor der er, ohne sie selbst zu kennen, seine Gläubigen ein Priesterleben lang gewarnt hatte, gesteht im Stück: *„... immer bin ich der Sünde ausgewichen, bis ich nicht mehr wusste, was sie ist. Ich kann die Sünde nicht mehr finden. Ich habe mich verloren. Ich habe Gott verloren ... Ich fühle mich wie hinter einer Mauer. Von allem abgesperrt. Wie tot.“*

Allein für diese wenigen Worte hätte sich die Reise nach Wien gelohnt. Ich fühlte mich durch solche Gedanken verstanden und in mir wuchs eine unbändige Lust, das Leben zu entdecken und mit ihr die Sehnsucht nach Literatur und nach Kunst.

Ort der Ekstase

Die Messe war der erste in meinem Leben bewusst erlebte Ort der Geborgenheit, der Faszination und des Zaubers, ausgelöst durch alles, was ein Kinderherz faszinieren kann. Weihrauch, Gesang, die schönen Kleider der Menschen und die faszinierenden Gewänder des Priesters, der Ehrfurcht gebietende Mann am Altar, der große, alle anderen Räume meiner kindlichen Wahrnehmung überstrahlende und geschmückte Kirchenraum. Später hat sich mir dann die Liturgie auch als ein „Ort der Ekstase“ eröffnet, als ein Ort des Außer-sich-Sein. Aber dieses Außer-sich-Geraten will entdeckt, gelernt, geübt sein. Dazu gehört Offenheit und Leidenschaft und Erotik.

In meinen römischen Studienjahren besuchte ich häufig eine lebensgroße Marmorskulptur von Gian Lorenzo Bernini in der kleinen Kirche Santa Maria della Vittoria. „Die Verzückung der hl. Therese“, vom venezianischen Kardinal Federico Cornaro in Auftrag gegeben, zeigt das Geschehen der „unio mystica“ der Teresa von Avila mit Gott. In Ekstase auf Wolken schwebend und der Erde entrückt gibt sich die spanische Mystikerin dem goldenen Pfeil des Engels – Sinnbild der göttliche Liebe – hin. Das Erleben Gottes, wie es Bernini aus dem Carrara-Marmor herausarbeitet, gleicht verblüffend der Darstellung erotischen Erlebens und körperlicher Liebe. Bei der Enthüllung des Werkes soll es damals zu heller Empörung gekommen sein. Die erotischen Ausdrucksformen schienen den mystischen Gehalt zu überdecken. Unverhüllt wird hier gezeigt, wie eine Frau der Erotik Gottes erliegt.

Dabei ist die Darstellung keineswegs allein der Phantasie eines barocken Bildhauers entsprungen. Teresa selbst schildert ihre mystischen Erfahrungen in ihrer Autobiographie so körperlich, dass man dem Künstler nicht vorwerfen kann, er habe seine weltliche Phantasie zu sehr in dieser mystische Szene wiedergegeben: *„Es wollte der Herr, dass ich den Engel in leiblicher Gestalt sehen sollte. Er war nicht groß, eher klein, aber sehr schön. In den Händen des mir erschienenen Engels sah ich einen langen goldenen Pfeil; an der Spitze seines Eisens schien mir Feuer zu sein; es kam mir vor, als durchbohrte er mit dem Pfeil einige Male mein Herz bis ins Innerste, und wenn er den Pfeil wieder herauszog, war mir, als zöge er den innersten Teil meines Herzens mit heraus. Als er mich dann verließ, war ich ganz entzündet von feuriger Gottesliebe. Der Schmerz war so scharf, dass er mich zu vielen Seufzern trieb, und so groß war die Süßigkeit dieser Qual, dass ich niemals wünschen kann, sie zu verlieren, noch dass meine Seele mit weniger als*

Gott zufrieden sei. Es ist kein körperlicher Schmerz, sondern ein geistiger, obwohl der Körper Anteil daran hat, großen Anteil. Der Liebesverkehr, der seither zwischen meiner Seele und Gott stattfindet, ist so beglückend, dass ich den gütigen Herrn anflehe, er wolle ihn dem zu kosten geben, der etwa meint, ich würde hier lügen."

Hätte aber die Liebe nicht

In der Kommunion, dem Höhepunkt der Heiligen Messe, geht es um die innige Begegnung zwischen Gott und Mensch. Soll diese nicht ganz abstrakt vonstatten gehen, bedürfen wir der Analogie menschlicher Erfahrungen. Was uns gerade hierin die Mystik zu sagen hat und gewissermaßen aus dem Keller der Verdrängung heraufholt, das scheint das Christentum als Ganzes vergessen und verdrängt zu haben. Die atemberaubende Kühnheit der Rede von Gott in Kategorien erotischer Liebe. Lange vor ihrer christlichen Ausdeutung bestimmt vitale Kraft die jüdische Welt. Dies beginnt bereits bei dem abstrakten Begriff „Liebe“. Die hebräische Bibel verwendet dasselbe Wort für die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen: „ahab“ ist das Verb, „ahabah“ das Substantiv. Eine ähnliche „Sparsamkeit“ gibt es auch im Bereich der menschlichen Liebe. Dieselbe Wortfamilie steht für die Liebe zum Nächsten wie für die sinnliche Erotik. Die hebräische Bibel kennt weder die christliche Differenzierung zwischen himmlischer und irdischer Liebe noch teilt sie die menschliche Existenz auf zwischen „heilig“ und „weltlich“. Das wird auf sensationelle Weise am Buch Hosea deutlich.

Hosea vergleicht sein Schicksal – die Eheschließung mit dem „hurerischen Weib“ Gomer – mit dem Jahwes. Er sieht in seiner eigenen tragischen Erfahrung ein Gleichnis für das Verhältnis zwischen dem Gott Israels und seinem auserwählten Volk. Gleich dieses vor Jahrhunderten besiegelte Bündnis nicht einer Ehe? Und verhielt sich Israel nicht wie eine Dirne? Warf es sich nicht schon beim Hochzeitsfest am Fuße des Sinai einem anderen Liebhaber, dem goldenen Kalb, in die Arme, während Mose auf dem umwölkten Höhen des Sinai den Pakt mit Gott schloss?

Einen Christen, der dem Eros eher skeptisch gegenübersteht, mag es schockieren, wenn er entdecken muss, dass der Prophet Hosea dasselbe hebräische Wort für seine sinnliche Liebe zu Gomer benutzt wie für die reine, geistige Liebe Gottes zu seinen Kindern. Die Liebe Gottes erscheint daher nicht als nebulöse Eigenschaft außerhalb des Bereiches menschlicher Erfahrung, sondern gleicht der Liebe zwischen Frau und Mann.

Diese Unbekümmertheit setzt sich im Neuen Testament fort. In der Gestalt Jesu aus Nazareth besitzt das Christentum einen Anwalt der zärtlichen Zuwendung. In Jesus steht ein liebender Mensch vor uns, eine Inkarnation der Erotik Gottes und damit letztlich der Archetyp des „Liebhabers“, auch wenn die asketische hellenistische Auslegungstradition dies lange unterschlagen hat. Umarmungen, sinnliche Gesten, gemeinsames Essen und Trinken, Fußwaschungen, Gespräche bis tief in die Nacht sind Zeichen für eine erotische Kultur, die mehr umfasst als pure Sexualität.

Jesus als Liebhaber zu bezeichnen ist ungewöhnlich genug. Doch was war er sonst, wenn nicht Liebhaber? Ein Liebhaber der Armen und Unterdrückten, ein Liebhaber des Weines und des guten Essens, ein Liebhaber seiner Freunde und – ein Liebhaber der Frauen.

Nicht das Christentum, dessen wesentlichste Wurzel die hebräische Bibel ist, ist ursprünglich asketisch, leibfeindlich und eros-skeptisch, sondern der heruntergekommene und niedergehende Hellenismus bringt asketische Tendenzen in das Christentum und erstickt so die blühende Liebeskultur der Antike. Der Gott Eros hat ursprünglich eine andere Funktion als die eines Feindbildes der reinen christlichen Lehre. In der Antike gilt der Sohn der Liebesgöttin Aphrodite noch als Leitfigur der Tugend und der Menschlichkeit.

Wo Eros und Agape aber auseinanderdividiert werden, unterscheidet man in der Folge streng zwischen oben und unten, zwischen einer sakralen und einer profanen Welt, zwischen heilig-religiösen und sündig-weltlichen Bezirken.

Eine so fixierte Sichtweise ist ebenso gefährlich wie der Versuch, Religion und Erotik strikt voneinander zu trennen. Sie bilden keinen grundsätzlichen Unterschied, sondern sind das natürliche Spannungsgefüge des Lebendigen, das anders als in seiner ganzen Fülle nicht bestehen kann.

Erotisch wäre demnach eine Religion, die erzählen kann, die zu berühren vermag, die Feste zu feiern versteht, deren eigene Ausdrucksformen sinnlich, also mit allen Sinnen wahrzunehmen sind, die anrührt und besänftigt, die zu streicheln vermag und Tränen abwischt und etwas widerspiegelt vom Lachen der „Kinder Gottes“.

In seinem Buch „Zwiesprache“ schreibt Martin Buber: *„Oben und unten sind aneinander gebunden. Wer mit den Menschen reden will, ohne mit Gott zu reden, dessen Wort vollendet sich nicht; aber wer mit Gott reden will, ohne mit den Menschen zu reden, dessen Wort geht in die Irre. Es wird erzählt, ein gottbegeisterter Mann sei einst aus den Bereichen der Geschöpflichkeit in die große Leere gegangen. Da wanderte er, bis er an die Pforte des Geheimnisses kam. Er pochte. Von drinnen rief es ihn an: ‚Was willst du hier?‘ ‚Ich habe‘, sagte er, ‚den Ohren der Sterblichen dein Lob verkündet, aber sie waren mir taub. So komme ich zu dir, dass du selber mich vernehmst und mir erwidert.‘ ‚Kehr um‘, rief es von drinnen, ‚hier ist dir kein Ohr. In die Taubheit der Sterblichen habe ich mein Hören versenkt.“*

Be-Geist-erung beseitigt die Trennung von Leib und Seele

Die Liturgie ist also Sakrament der Ekstase. „*Erhebt die Herzen*“, ruft der Priester im feierlichen Ton der versammelten Gemeinde zu. Geratet endlich einmal außer euch, würde man überspitzt übersetzen. Wenn ich dann die Eröffnung des „Hochgebetes“, die sogenannte „Präfation“, in der die gesamte Schöpfung vereint mit den Himmlischen Chören in einen gewaltigen Lobpreis Gottes ausbricht, zu Ende gesungen hatte, war für mich meistens der eigentliche Moment des Ganz-weg-Seins gekommen. Spätestens wenn der Chor nun eines der vielen feierlichen, bewegenden „Sanctus“-Gesänge anstimmte, breitete sich über den ganzen Kirchenraum eine unaussprechlich „dichte“ Atmosphäre aus, als ob sich das Kirchengewölbe nach oben öffnete.

„... da entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie von einem daherfahrenden Sturm, und erfüllte das ganze Haus ... und alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt“, heißt es im Pfingstevangelium. Ohne diesen inspirierenden, beflügelnden, motivierenden Geist, also „Heiligen“ Geist, gibt es kein Ganz-weg-Sein, kein Außer-sich-Sein und auch keine Erfahrung von Gemeinschaft.

Geist-Erfahrung ist jedoch nicht nur Sache kirchlicher Gottesdienste und Versammlungen. Ganz im Gegenteil. Be-Geist-erung ist das Lebenselixier par excellence. Es ist schwer zu erklären, was „Geist“ wirklich ist, wie „Geist“ entsteht. Neurologie und Gehirnforschung bringen „Geist“ mit einer „Haltung“ in Verbindung, wie ich bereits ausgeführt habe. Bestimmte Haltungen führen also im Gehirn zu bestimmten Strukturen, die ihrerseits wieder einen „Geist“ hervorbringen, einen „Geist“, der die Gruppe oder Institution prägt, der vorgibt, was man zu tun hat, was zu vermeiden ist, was du denken darfst und was nicht. So gibt es dann einen „Familiengeist“, Kindergarten, Schule, Fußballverein, Unternehmen, Krankenhaus, politische und religiösen Gemeinden – sie alle werden von einem je spezifischen „Geist“ geprägt, den man spüren und wahrnehmen kann.

Geist ist das, was die Menschen zusammenbindet und was einen gewissen Rahmen schafft für spezifische Erfahrungen.

Um diesen Geist, um den „guten Geist“ muss man sich kümmern. Tut man das nicht, verschwindet er und es zieht auf dem leer gewordenen Platz ein anderer Geist ein, vielleicht ein destruktiver und zerstörerischer. In den meisten Fällen zieht dort, wo der *gute* Geist – Inspiration, Motivation, Freude, Kreativität, Zivilcourage, Altruismus, Respekt etc. – ausgezogen ist, der Ehrfurcht und Gehorsam gebietende Verwaltungs- und Buchhaltergeist ein.

Dann übernimmt der Buchstabe des Gesetzes das Kommando und der dann herrschende Geist gebiert als „Ungeist“ neue Haltungen, die der Potentialentfaltung des Einzelnen wie der Gruppe im Wege stehen. Zu guter Letzt passt der Ungeist, der eingezogen ist, zu den „Haltungen“, die er selber erzeugt hat.

Viele Visionäre und Lichtgestalten der Geschichte sind daran zerbrochen, dass sie zu schwach gewesen sind, für einen Geist zu sorgen, der ihren Visionen hätte Raum verschaffen können. So liest der Rombesucher am Grabmal von Papst Hadrian VI., den – nach einer allerdings nicht unumstrittenen Version – die römische Kurie nach kurzem Pontifikat zu Tode gebracht hatte: *„Ach wie schade! Wie viel hängt doch davon ab, in welche Zeitumstände (=zeitgeistige Atmosphäre) die Kraft auch des besten Menschen fällt!“*

Wo immer wir hinschauen: Wir brauchen Menschen, die in Gemeinschaften und Gruppen unterwegs sind, die Menschen ermutigen, die Menschen einladen und die Menschen inspirieren, das wiederzufinden, was sie verloren haben. Und dann kommt das in Gang, was wir Selbstheilungskräfte nennen.

Die Heilige Messe ist auch nach dem Verständnis der Römisch-Katholischen Kirche im Grunde der idealtypische Ort, wo diese Selbstheilungskräfte angerührt und gefördert werden sollten. Herz, Augen, Ohren, alle Sinne können sich öffnen, um die Welt und unser Leben in einem neuen Licht zu sehen, nicht nur mit dem Verstand zu begreifen, sondern von innen her ergriffen und heilsam berührt zu sein.

Wenn dies geschieht, dann – und nur dann – dürfen wir von der Messe als „Quelle und Höhepunkt des Lebens“ sprechen.